Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 15 (1911-1912)

Heft: 1

Artikel: Die Schwarzfuss-Indianer

Autor: Wagner, Oskar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661824

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das sichert ihm die Liebe und Anhänglichkeit aller, die es geblieben. besuchen!

Die Schwarzfuß-Indianer.

Von Oskar Wagner, Friedenau bei Berlin.

"Ich schwöre Ew. Majestäten, daß es in der Welt kein besseres Volk gibt, als diese Indianer, keins, das wohlwollender, freundlicher und fanfter wäre. Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst und sprechen stets lächelnd!" —

So lautete eine Stelle jenes denkwürdigen Briefes, den Kolumbus von Gua=na=hani aus, wo er zuerst den neuen Erdteil betrat, an den

König und die Königin von Spanien richtete.

Forschungsreisende, die im verflossenen und jezigen Jahrhundert die Indianerstämme, insbesondere jene Nordamerikas, aufgesucht und ihre Sitten und Gebräuche durch jahrelange Beobachtung kennen gelernt ha= ben, wie G. Catlin aus Whoming — und in neuerer Zeit Mac-Clintock aus Vittsburg, bekennen sich mit Herz und Hand zu diesem Ausspruch des großen Entdeckers.

Catlin, ein Advokat, der sich durch Selbststudium zum Maler verangebildet hatte, durchzog mit Pinsel und Pa= lette die schier endlosen Prä= rien bis zu den Felsengebir= gen der Rocky Mountains, von dem unbezwinglichen

Verlangen getrieben, den Überrest einer aussterbenden edlen Menschenrasse in Wort und Bild der Nachwelt zu überliefern — Mac-Clintock hatte ähnliche Beweggründe. Er brauchte aber die Kamera, "die große Medizin". Beiden gelang es während einer lan= gen Probezeit, in der sie un= auffällig scharf beobachtet wurden, sich durch Treue und

Wahrheitsliebe das Ver= trauen der Indianerstämme zu gewinnen. Mac=Clintock fühlte sich bei den "Schwarz= füßen" besonders heimisch. Er erlernte ihre Sprache und wurde von ihrem Ober=



Abb. 1. Schwarzfuß-Indianerin. Mach einer Zeichnung Catlins.

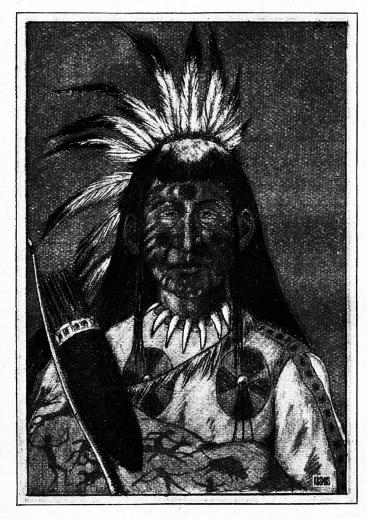


Abb. 2. Der Bäupt'ing der Schwarzfuß-Indianer. Rach einer Zeichnung Catlins.

priester, Propheten und Häuptling, "dem tollen Wolf", adoptiert und seiner blonden Haare und blauen Augen wegen "Ape-étscheken", das weiße Wiesel, genannt.

Die Sik-si-ka-vas stam= men von den Algónkins ab, und ihre Niederlassungen befinden sich im Staate Montana am Fuße der wil= den Rocky Mountains, wo unter den wilden Büffel= herden noch nicht so mörde= risch aufgeräumt worden ist. wie leider in anderen Teilen Nordamerikas. Da die hei= matliche fruchtbare Erde die Mokassins der Indianer schwarz färbte, nannten sie sich Sik-si=ka=vas, d. i. . "Schwarz f ch u h e", und nicht (wie die Weißen fälschlich übersetten) "Schwarz füße". Sie sind von mittlerer Größe, mit stark gewölbter Brust. Ihre

Gesichtszüge haben etwas Semitisches und erinnern, trots des sehlenden Bartes, an die Patriarchen des Alten Testamentes. Der Bart wird, wenn er vereinzelt zum Vorschein kommt, sofort mit Muschelschalen beseitigt.

Die Frauen (Abb. 1), wenig schön und Sklavinnen ihrer Männer, verrichten alle häuslichen Arbeiten, gerben und bemalen die Büffelhäute und erweisen sich in allen Handarbeiten als geschickte und verständige Wesen, denen ein freundliches, durchaus gesittetes Betragen nachgerühmt wird. Ihre Mokassins, auch die ihrer Männer, verfertigen sie aus Sirsch= leder, die Kleidung, vor allem den Mantel, aus Büffelhaut, die sie mit Stachelschweinestacheln verzieren und reich bemalen. Ein solcher Mantel bildet nächst dem Kopfput die Hauptzierde eines Häuptling. Auch in der Zubereitung der Mahleiten verdienen die Frauen be= Ihr Hauptgericht und das des ganzen Stammes rechtigtes Lob. ist der Pem=i=kan aus Büffelfleisch und Knochenmark. Während die Männer speisen, sitzen die Frauen abseits und vollziehen schweigend die Befehle ihrer Gebieter. Nach dem Essen greift der Häupt= ling (Abb. 2) nach der ein und einen halben Meter langen Pfeife, deren Kopf aus Speckstein geformt, dessen Fundort geheiligt ist, reinigt und stopft sie mit Tabak, mischt etwas Biberfett darunter und bestreut die obere Schicht mit getrocknetem Büffelmist, um sie leichter in Brand setzen

zu können. Dann erscheinen andere Häuptlinge und Krieger zur Beratung; und die Pfeise wird im Kreise herumgereicht. Der Kopfputz eines Häuptlings wird aus Federn des Kriegsadlers oder des Raben und aus hermelinfellen hergestellt, der Bogen aus den Hörnern des Bergschafes oder den Kinnbackenknochen des Pottsisches. Er ist eine sichere Waffe in den Händen des Besitzers, der von Jugend auf seine Handhabung geübt

hat. Der Köcher befteht aus Pantheroder Biberfell, die Pfeile aus Rohr, die

Pfeilspiten, die meist vergiftet sind, aus Knochen oder aus Stahlspiken, die von den Pelzhänd= Iern im Tauschhan= del geliefert werden. Gine vier Meter lan= ge Lanze, ein Schild von Büffelfell, mit Leim aus den Sufen des Büffels durch= tränft und gehärtet, vervollständigen die Nusriistung eines Schwarzfukindian= ners, der auf seinem Bronko, einem klei= nen, halbwilden Pferde der Prärie, als ein furchtbarer Gegner betrachtet werden muß.

Die verschiedenen Indianerstämme Nordamerikas ken= nen keinen Wechsel der Mode! So ver= schieden ihre Spra= che, so einheitlich ist

die Tracht. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß, wenn sie den Kriegs= pfad betreten, die er=



Abb. 3. Der Medizinmann oder Krankheitsbeschwörer der Schwarzfuß. Indianer. Nach einer Zeichnung Catlins.

beuteten Kleider der Feinde in den Besitz der Sieger übergehen.

! Der Weiße verachtet die Bemalung des indianischen Körpers und dessen Kopfzier und sieht im Indianer einen Wilden mit rohen Instinkten. Wohl mit Unrecht! Warum trägt der Indianer seinen Kopfputz aus

Jede Feder bezeichnet einen bezwungenen Feind, jeder Strich der roten Bemalung geht über eine Narbe und verdeckt sie. Und das Salben mit Bärenfett von Kopf zu Fuß schützt die Haut vor Moskitostichen und zum Teil auch vor Erfältung in dem rauhen Klima. Lungen= und Halkentzündungen treten indes doch zuweilen auf. Der davon Be= fallene liegt klagelos auf seinem Lager und harrt in Ergebung auf das Erscheinen des Medizinmannes und seiner Stammesgenossen. erscheint der Krankheitsbeschwörer (Abb. 3) — und zwar in dem wunder-lichsten Aufputz, den man sich denken kann. Er steckt in einem Bärenfell, behangen mit allerlei Getier, Zauberwurzeln und sonstigem Kram, schwingt seine Rassel, vollführt damit einen greulichen Lärm und heult seine Zauberformeln, die die Heilung des Kranken bezwecken sollen. Will es einmal der Zufall, daß das wirklich geschieht, so steigt der wundertätige Medizinmann auf eine Anhöhe und prahlt mit seinen Zaubermitteln, die unfehlbar wirken. Tritt aber der Tod des Kranken ein, so wirft der Medizinmann die Maskerade beiseite, klagt mit den Leidtragenden um die Wette, tröstet die Hinterbliebenen mit der Versicherung: es sei der Wille des großen Geistes, daß der Kranke sterbe — gegen den Willen des großen Geistes aber müsse jeder Zauber — und sei er noch so mächtig, zurück= weichen. Die naiven Naturmenschen glauben ihm das aufs Wort, und sein Ruhm als großer Medizinmann bleibt ungeschmälert. "Medizin" bedeutet "Geheimnis", nicht nur bei den Schwarzfüßen, sondern bei allen Indianerstämmen, nur hat jeder Stamm ein besonderes Wort dafür. Jeder trägt einen Medizinbeutel oder ein Amulett auf der Brust, um den Hals oder an einem nicht sichtbaren Teil der Kleidung. Die Medi= zinbündel bergen die geweihten Kleider und Felle des Tieres, das der Besitzer vormals im Traum erblickte. Mit dieser Sitte hat es folgende Bewandtnis: Sobald "ein werdender Krieger" den Knabenjahren ent= wachsen ist, entfernt er sich aus dem väterlichen Wigwam auf eine Woche, um "seine Medizin zu suchen". G. Catlin erläutert dies dahin: "Er legt sich an einem entfernten, einsamen Orte auf die Erde, ruft den großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit der Enthaltsamkeit und Gefahr ein, so wird das erste Tier, von dem er träumt oder vielleicht geträumt zu haben vorgibt, sei es ein Säugetier, ein Vogel oder ein Reptil, als das Wesen betrachtet, das der große Geist zu seinem geheimnisvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er kehrt sodann in seines Baters Zelt zurück, erzählt seinen Erfolg, und nachdem er seinen Durst und Hunger gestillt, begibt er sich mit Waffen und Fallen hinweg, bis er das ihm bestimmte Tier erlegt hat, dessen Haut er ganz aufbewahrt, sie nach Gefallen verziert und sie als "glückbringend", wie er sagt, lebenslänglich bei sich trägt. Sie verleiht ihm Stärke im Kampf und wird bei seinem Tode mit ihm beerdigt als sein schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagdgefilde leitet, die in der andern Welt seiner warten." Verliert ein Sik-si-ka-va seinen Medizinbeutel, so wird er ebenso verachtet, als wenn er ihn verkauft oder verschenkt hätte. Er kann die Schmach nur tilgen, wenn er im Kampf einen Feind erlegt und sich dessen Medizinbeutel aneignet.

Mac-Clintocks Adoptivvater, "der tolle Wolf", besaß ein Medizinbündel, in dem sich geweihte Biberfelle und Festtagskleider befanden. Der alte Häuptling erzählte seinem Adoptivsohn ausführlich den Ursprung der Bibermedizin, ebenso die Legende vom Menschen "Narbengesicht", dem Sohn des Morgensterns und einer indischen Jungfrau. Narbengesicht oder Poia, der Prophet, fand den Pfad zum Sonnengott, kehrte zur Erde zus rück, und lehrte seine Stammesgenossen die Anbetung der Sonne! Als seine Aufgabe erfüllt war, nahm ihn der große Geist wieder zu sich in den Himmel.

Das Fest der Sonnenanbetung oder des "Sonnentanzes" ist das heiligste und größte aller Feste der Sik-si-ka-vas. Zu diesen Feierlichkeiten strömen alle benachbarten Stämme, auch seindliche, in Scharen herbei. Die Sioux (spr. Suhs) reiten im vollen Kriegsschmuck, in ihren prächtigsten Gewändern in das Lager ein und zwar mit Gesang — einem Spottlied,

des Inhalts:

"O, ihr Schwarzfüße! Wie ahmt ihr den Weißen nach! Armfelig find eure Waffen — Eure Kinder erbärmlich und schlecht."

In der Mitte des Lagerplatzes steht das Zelt des großen Häuptlings, das Sonnenzelt, mit einer Sonne bemalt. Kreisförmig erheben sich die andern Zelte, die je nach der Benennung jedes einzelnen mit Malereien geschmückt sind. Die Wetterpropheten Mas-te-pini und Stierkind schwin- gen ihre Adlerflügel, der erstere, um die Wolken davon zu jagen, der letztere, um den Sturm heran zu holen, Blitz, Donner, und Regen herausbesschwörend.

Der große Häuptling und seine Frau treten nach langem Fasten und Beten aus dem Zelt, in den geweihten Kleidern aus dem heiligen Bündel. Zu ihnen gesellen sich jene Frauen, die Gelöbnisse machen wollen. Sie beten

und halten die geweihten Speisen empor.

Dann folgt die "Aufrichtung des Mittelpfostens" der großen Laubhütte, durch die Krieger. Dabei wird eine Hymne gesungen und zwar von mehreren hundert Stimmen, die, wie Mac-Clintock erzählt, einen gewaltigen Eindruck hinterläßt.

Von hohem Interesse sind die Auslassungen G. Catlins über jene Ge=

bräuche. Er sagt unter anderem:

"Die Sik-si-ka-oas haben gleich anderen Indianerstämmen Nordamerikas vieles mit den Juden gemein. Die Kopfform, sowie viele ihrer Gebräuche haben mir die Überzeugung aufgedrängt, daß einige jener alten Stämme, die auf vielfache Weise und zu verschiedenen Zeiten von den Chri= sten vertrieben wurden, nach Amerika gekommen sind, wo sie unter den Indianern lebten, und sich mit indianischen Weibern verheirateten, bis sie endlich unter der größeren Zahl verschwanden und nichts von ihnen übrig blieb, als der bestimmte Charakter, den sie der indianischen Rasse aufge= prägt, und diejenigen Gebräuche, die die Wilden von ihnen annahmen und bis auf die Gegenwart beibehalten haben. Ich gewann diese Überzeugung durch die Beobachtung sehr vieler Gebräuche, die entschieden jüdischen Ur= sprungs und zum Teil so eigentümlich sind, daß es fast unmöalich und iedenfalls höchst unwahrscheinlich ist, das zwei voneinander aetrennte und im Naturzustande lebende Völker dieselben Gebräuche annehmen und sie genau auf die nämliche Weise ausüben sollten. Ihre Feste, Kasten und Opfer haben außerordentlich viel Ahnlichkeit mit denen des Volkes Gottes. Mehrere Stämme haben ein Fest, das genau dem jüdischen Passahfeste, ein anderes, das dem Laubhüttenfeste gleicht, wobei sie die ersten Früchte und das beste von allen Dingen opfern, wie es bei dem Sünd= und Versöhnungs= opfer der Juden geschah."

Nach Beendigung der Feierlichkeiten, die mehrere Tage in Anspruch nahmen, wird das Laubhüttenzelt abgetragen, und die benachbarten Stämme

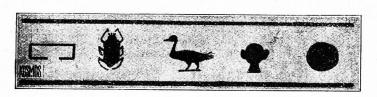


Abb. 4. Altägyptische hieroglyphen. Don links nach rechts: haus, Käfer, Gans, Gesicht, Sonne.

kehren in ihre Niederlassungen zurück. Die Sioux umsreiten noch einmal den Lagerplatz und entsernen sich dann unter Absingen eines Kriegsliedes. Die Häuptslinge der Siksfiskasvas verssammeln sich im Zelt ihres

großen Oberpriesters, des tollen Wolfes, die Erlebnisse werden besproschen und die früherer Tage wieder aufgefrischt.

Unterdessen bereiten die Frauen die Mahlzeiten, beforgen das Haus-

wesen und die Kinder, und sorgen für das Bieh.

Es ist erstaunlich, wie die sonst "schwere Stunde" der Frau, die Niederkunft, hier leicht von statten geht. Der Säugling wird dann auf ein

Bett gebunden und überall bei der Arbeit mit herumgeschleppt.

So sehr auch die Frau als "Lasttier" erscheint, so wenig empfindet sie die Unterdrückung. Sie lebt nur ihrem Gatten zu Gefallen, sorgt für seine Bequemlicheit und erfreut ihn durch Bemalung seiner Lieblingsgegenstände.

Es gibt Künftlerinnen unter diesen Frauen, die ein beachtenswertes Zeichentalent entwickeln. Man hat auch von einer Art Bilderschrift ge=

sprochen, ähnlich der Hierogluphenschrift der alten Agupter, doch sind die Ergebnisse der Forscher nach dieser Richtung hin ziemlich belangloß gewesen.

Die gebräuchlichsten Hieroglyphen (Abb. 4) bestehen auß zirka 500 Bildern natürlicher Gegenstände. Davon sind 24 Zeichen für die Konsonanten; die Bo-

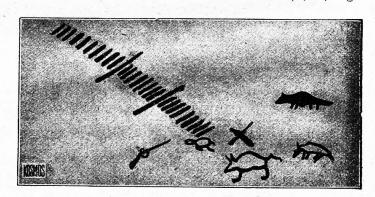


Abb. 5. Brief eines Indianers an einen Pelghändler.

kale bleiben, wie in den alten semitischen Schriftarten, unbezeichnet. Oft steht hinter den Buchstaben das Bild des betreffenden Gegenstandes als nähere Bestimmung, wie Haus, Käfer, Gans, Gesicht, Sonne und so weiter.

Man vergleiche nun den Brief eines Indianers an einen Pelzhändler (Abb. 5) mit einer hierog!pphischen Inschrift. Das Kreuz des Indianers briefes bedeutet: "Ich will tauschen oder handeln." Die übrigen Zeichen besagen: "Ich will 30 Biberfelle und eine Flinte gegen die Felle der zur Rechten des Kreuzes abgebildeten drei Tiere geben!"

Es ist schade um die Schwarzfußindianer! Auch sie sind im Aussterben begriffen, wie ihr herrliches Jagdtier, der Büffel. Noch einige Stämme

der Sik-si-ka-vas leben am Fuße der Felsengebirge oder Rocky Mountains in all ihrer Ursprünglichkeit und Kraft — verschont bisher von den Seuschen, die die Weißen in ihr Land geschleppt, verschont vom verderblichen Feuerwasser. Indes — auch ihre Tage sind gezählt — und sie eilen, um in ihrer bilderreichen Sprache zu reden, schnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter.

Die dorfkinder.

Rinder! unter euch bin ich aufgewachsen. Euer Lachen, euer Weinen war die Musik, die meine Kindheit wiegte. Ihr seid mir heute noch das Sinnbild jener Zeit der Unschuld, jener Paradiesesgärten. Wenn ich euch sehe, möchte ich euch befragen, wie es doch war damals, so lange her. Ich tauche meine Blicke in eure klaren Augen, um mir jenes Land in die Erinnerung zu rufen, jenes Reich, wo einst auch ich wandelte, ohne es zu wissen, ohne zu sinnen, ohne zu denken. Euer Lachen, — euer Singen, Kinder, sind noch unzusammenhängende Töne jener verrauschten Melodien, Nachwehen jener ersten Lebensklänge.

An Sommerabenden öffne ich das Fenster, und eure Stimmen mischen sich in das Zirpen der Erillen, das Zwitschern der Bögel, das Plätschern des Springbrunnens. Ihr spielt dann versteckens. "Chooo" tönt es her=auf zu mir, und ein Jubelgeschrei verkündet das Ausstinden euer Gespielen. Was ruft ihr: "Chooo". Soll ich kommen? Es führt ja kein Weg zurück ins Kinderland. O spottet nicht! Dennoch ruft ihr mich herüber mit eurem fernverhallenden "Chooo".

Gestern sangt ihr den Ringelreihen. Ihr sangt ganz falsch, ein echter Musiker wäre davon gelaufen. Ich hörte zu und mußte lachen. Ich habe mitten in traurigen Gedanken gelacht.

Wenn ich heimkomme von meinen Besorgungen und Beschäftigungen und langsam durch die dämmernden Straßen schlendre, schau' ich euch zu, wie ihr mit den Augeln spielt, auf dem Erdboden natürlich. Ihr seht mich nicht, ihr habt jetzt keine Zeit. Ihr ereisert euch wie die Großen und spielt, als hänge alles Lebensglück davon ab. So war es auch damals. Ich habe immer verloren, ich mußte mir immer neue Augeln kaufen. Ich möchte auch noch einmal versuchen, ob ich's noch könnte. Darf ich noch einmal mitspielen, Kinder? Nur einmal, bitte, bitte. Doch, ich vergesse, die Zeiten sind vorbei und ihr begreift mich nicht.

"Schokolade gibt's heute." Auf den Schlag kommen meine kleinen Gäste. Keiner fehlt und keiner kommt zu spät. So was Gutes gibt's nicht alle Tage, gelt Kinder? Nur der Hansli schreit, weil er sich fürchtet vor den fremden Gesichtern und weil er zur Mutter möchte. Da ist der Toni